s'Chlapperläubli

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 45

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Nutzungsbedingungen

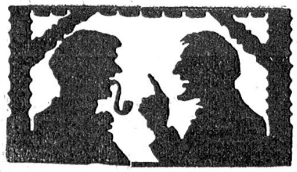
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



s'Chlapperläubli



Beiträge in Poesie und Prosa und in guten Witzen werden vom Verlag der Berner Woche, Neuengasse 9, entgegengenommen.

s'Chlapperläubli.

Das „Chlapperläubli" wiederum
Eröffnet seine Pforten:
Daß jeder sich das Kröpfchen leer'
In wohlgesetzten Worten.

Was irgendwie in Bern nicht klappt,
Wird freundlichst durchgehechelt:
Das Leben wird erträglich nur,
Wenn man es froh belächelt.

Hast einmal eine „Täubi" du,
Dann greif zum „Chlapperläubli",
Und bis du's durchgelesen hast,
Die „Täubi" wird zum „Täubli".

Monographie des Völkerbundes in 111 Zeilen.

Von S. Pott.

Wenn vor 10 Jahren ein Unglück vorkam, das 50 oder auch 100 Opfer forderte, dann geriet das menschliche Durchschnittsgemüt in Aufruhr. Später änderte die Sache. Der Weltkrieg brachte soviel Neues an Furchtbarem, daß kleinere Ereignisse wie Erdbeben, Stadtbrände usw. kaum mehr Beachtung fanden. Dagegen gewannen die Kriegsopfer an Zuneigung. Anfänglich zerriß es dem Bürger fast das Herz, wenn er von 150 oder gar 500 Toten las, aber in ganz kurzer Zeit schritt die Abstumpfung derart vorwärts, daß es schon einige Tausende sein mußten, wenn sie Eindruck machen wollten. Der Siegerwillen Frankreichs hatte alles auf die Beine gebracht, was auch nur blaß an menschliche Abstammung erinnerte und nebenbei beschäftigte er auch noch einige weiße Millionenheere. Alle Voraussetzungen für einen endlosen Krieg waren vorhanden. Der Geist der Kämpfer war „ausgezeichnet". Aber plötzlich räusperte sich die Menschheit und wollte unbegreiflicherweise nicht mehr mitmachen. An Stimmen fürs Weiterkriegerlen fehlte es zwar nicht, denn Gewaltnaturen ziehen die Lösung kitzliger Fragen durch Feuer und Schwert stets vor. Aber diesmal blieben sie in der Minderheit. Man schrie nach einem Völkerbund. Der unnaive Erdenbürger stellte sich die Sache so vor: Der Krieg hört jetzt für immer auf und es wird ein Friedensfest geben, an dem die ganze Welt mit Begeisterung teilnimmt. Sämtliche Staaten vereinigen sich zu einem Bund, der alle wirtschaftlichen und politischen Hemmnisse beseitigt. Und — beinahe hätte sich dann die Sache so entwickelt, wie sie sich die treuherzige Menschheitsseele ausgedacht hatte.

Ein Friedensfest gabs zwar diesmal nicht; der Anlaß war zu geringfügig. Wenn ein Ruderklub seinen Rettungskorken einweiht, wird bei weitem mehr Aufhebens gemacht, als beim Abbruch so eines lumpigen Weltkrieges. Und die Feierlichkeiten in den Siegerstaaten beschränkten sich auf die fast heidnische Vergötterung der Ueberreste je eines unbekannten Soldaten und im Aushecken eines Reparationsplanes.

Aber der Völkerbund kam wirklich. Immerhin etwas, dachte man, aber es war schließlich damit auch wieder nichts. Statt daß nun der Völkerbund die Welt regierte, taten es an seiner Stelle wiederum einige draufgängerische Kriegsfritze. Das erste, was geschah, war der Ausschluß der unterlegenen Völker und damit war das Vertrauen zum Völkerbund zum Vornherein dahin. Aber es war mit ihm überhaupt nichts los, als daß er sich entpuppte als eine gigantische Bureaukrateneinrichtung. Politische oder wirtschaftliche Macht hatte er gar keine. Kaum in Genf häuslich und gemütlich angesiedelt, entbrannten an allen Weltecken blutige Händel. Dann kam Frankreichs Ruhranfall. Aber der Völkerbund regte sich nicht. Er verhielt sich „abwartend", wie es stets so nett heißt. Inzwischen leistete er aber doch etwas. Um die Völker über seine gänzliche Impotenz in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht wegzutäuschen, warf er sich auf die Bearbeitung sittlicher Fragen. Die Zeitungen waren gespickt mit Meldungen über seine Erfolge auf dem Gebiete des Mädchen- und Opiumhandels. Nebenher wurde der Gehälterfrage der Völkerbundsknechte andauernde Beachtung zugewendet. Außerdem spukte da eine Weile das Selbständigkeitsverlangen einer winzigen Inselgruppe, die sich auf der Karte ausnimmt wie ein paar Cholerabazillen. Ferner besorgte der Völkerbund in einem über 60 Folioseiten starken „Memo" die Auslegung des Wortes: Angriff. Schließlich, mit irgend etwas mußte er sich doch beschäftigen und zur Ablenkung der schwerfälligen Menschheitsseele, die stets nach Taten schreit, war doch bald etwas gut genug. Daß ers im Uebrigen mit der Völkerverbrüderung toternst nimmt, ist bewiesen durch die Aufnahme allerhand menschenähnlicher Geschöpfe.

Dann kam ein Augenblick, wo sich der Völkerbund als Macht hätte vorstellen können. In Italien hatte inzwischen ein Mann sich ein schwarzes Hemd über die Lenden gezogen und war ans Staatsruder gekommen. Ritsch ratsch rädibum — gabs Krach mit den Helennen. Notenwechsel, Ultimatum und Besetzung folgten Schlag auf Schlag, viel rascher noch, als man sichs von früher her gewöhnt war. — Aber siehe da — kein Völkerbund regte sich. Opium und Mädchen erforderten viel Zeitaufwand und ließen keine Abschweifung zu. Und der Mann im schwarzen Hemd wollte ja den Völkerbund auch gar nicht behelligen, erklärte vielmehr, Italiens Angelegenheiten seien viel zu zart, als daß er sie vom Völkerbund befingert sehen möchte. Hie Rom — dort Genf. Schluß! Noch war einem der Bankerott des V. B. nicht so recht zum Bewußtsein gekommen, geschah wiederum etwas Merkwürdiges. Etwas, das uns Schweizer nun selbst betraf. Frankreich brachte die Zonenfrage frisch und frei zum Abschluß. Solcher Krempel wie Verträge und Volksentscheide befreundeter Länder hinderte es nicht, genau so tun, als hätte es die ganze Welt schon in der Tasche. Die Begeisterung, Marke „Unbekannter Soldat" half über alle Bedenken hinweg. Und es begab sich zum drittenmal, daß sich kein Völkerbund regte. Aber es krähte kein Hahn darnach. (Joh. 18, 27).

Bärengräbliches.

Im Bärengraben lebt sich's jetzt
Ganz kreuzfidel und bieder:
Maschga, die Auslandschweizerin
Kam aus dem Elsaß wieder.
Es paßte ihr wohl nicht mehr recht
In fremden Weltgetrieben:
Und „dreizehnjährig" kehrt sie nun
Zurück zu ihren Lieben.

Auch Ursula, die Zür'cherin,
Ist glücklich eingetroffen,
Sie klappert mit den Augen sehr,
Das läßt auf Nachwuchs hoffen.
Zwar, auf der Tanne hockt sie meist,
Läßt sich nicht 'runter bitten:
Gewöhnt als Zürihegel sich
Nur schwer an Berner Sitten.

Selbst Grite — unberufen — sieht
Entgegen Mutterfreuden:
Der Bärengraben wird drum bald
An Wohnungsmangel leiden.
Auch gluschtet's den Gemeinderat
Schon sehr nach Bärenschinken:
Als „Wohnungsfragenlösung" wird
Der Tod wohl Mani winken.

Man fängt sich drum schon langsam an
Um's Bärenfell zu streiten:
Ein kluger Mann baut immer vor
Und sichert sich's beizeiten.
Man munkelt' schon: ein Magistrat
Brauch es zu höhern Zwecken,
Seh' heut' schon seine „Masse Mensch"
Am Bärenfell sich strecken.

Bärenmutz.

„Ja gärn".

Als ich letzthin im Erlacherhof zu tun hatte, erschien auch ein altes Mütterchen. „Weit Ihr stüüre?" fragte der Beamte. „Ja gärn", erwiderte sie verbindlich. Dabei verzog sich aber ihr liebes, altes Gesichtchen so schmerzlich, als ob sie eben in eine Zitrone gebissen hätte.

„Ja gärn", sagte auch der Landstreicher, als ihn der Landjäger aufforderte, mitzukommen. Trotzdem aber riß er schon an der nächsten Straßenecke aus.

Und schließlich sagte auch ich, als mir der Briefeler heute morgen eine Nachnahme präsentierte: „Ja gärn". Eigentlich aber wünschte ich ihn dabei ins Pfefferland.

Die Rechnung des Dienstmanns.

Zur Maturitätsfeier mieteten sich einige Berner Studenten einen Dienstmann, der zur Erhöhung des Effektes als Bär im üblichen Umzug funktionierte. Drei Tage nach der Feier langte folgende Rechnung ein:

„Einen ganzen Tag als Bär das
Chalb gemacht . . . . . Fr. 25. —
Hochachtend.

Zur Frauenfrage.

Ja! draußen in der Welt ist's fein,
— Man muß den Rummel kennen, —
's gibt Damen-Jockey's und in Wien
Gleich Damen-Auto-Rennen.
In Deutschland wählt in's Parlament
Die Frau man ohne Scheuen:
Bei uns, da wählt sie höchstens nur
Den Pfarrherrn sich, den neuen.

Das Frauenwahlrecht ist sogar
Daheim schon, bei den Türken;
Politisch sieht die Frau man selbst
In Hinterpommern wirken.
Man wirbt und weibelt stark um sie
In kritischen Momenten:
Bei uns, da kann sie bestenfalls
Den eig'nen Mann regänten.

In Sowietrußland ist sie drinn'
In allen Sowieträten,
Trägt Uniformen, chick und fein,
Hat massenhaft Diäten.
Reist hin und her und her und hin,
Oft zwölfmal in zwei Wochen:
Bei uns hat sie ihr Wirtschaftsgeld
Und soll davon noch — kochen.

Suffragretli.